

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 43 (1970-1971)

Heft: 2

Artikel: Warum schreit unser Kind?

Autor: Berna, Jacques

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-851777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- Kuhn H.: Ordnung im Werden und Zerfall. In: Das Problem der Ordnung, Sechster Kongreß für Philosophie, München 1960. Meisenheim a. G. 1962.
- Menze K.: Ueberlegungen zur Kritik am humanistischen Bildungsverständnis in unserer Zeit. Pädagogische Rundschau 5, 1966.
- Möller H.: Was ist Didaktik? Kamps pädagogische Taschenbücher Nr. 13.
- Pauling L.: Chemie; eine Einführung. 3. Auflage. Weinheim 1960.
- Poletajew I. A.: Kybernetik. Kurze Einführung in eine neue Wissenschaft, Berlin 1962.
- Reitinger J.: Der neue Weg zur Menschenbildung. München 1964.
- Reitinger J.: Gymnasialpädagogik – Didaktik zwischen Ordnungs- und Leistungsgesellschaft. Manz Verlag, München 1967. Dort weitere Literatur.
- Scheuerl H.: Vom Niveau höherer Bildung. Heidelberg 1965.
- Schelsky H.: Die Rolle der Philosophie im Zusammenhang der Wissenschaften (aus H. Schelsky: Einsamkeit und Freiheit). Der Gymnasialunterricht, Reihe III, Heft 3, 1965.
- Schnabel F.: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Die Grundlagen der neueren Geschichte. Herder-Bücherei 201/2, 1964.
- Seidelmann K.: Das Prinzip des «Uebergreifens» in der gymnasialen Bildung. Zeitschrift für Pädagogik 2, 1963.
- Staudinger H.: Wende zur Anthropologie. IBW-Journal 4. Jahrgang, VIII/IX, 2; 17. August 1966.
- Westphal W. H.: Deine tägliche Physik. Ullstein Bücher Nr. 52.
- Wilhelm Th.: Pädagogik der Gegenwart. Stuttgart 1960.
- Wilhelm Th.: Die erziehungswissenschaftliche Diskussion über die Aufgaben der Didaktik. Der Gymnasialunterricht Reihe III, Heft 6, 1966.
- Wilhelm Th.: Die Herausforderung der Wissenschaften. Weinheim 1966.

Warum schreit unser Kind?

«Mein Kind hat schon mit drei Jahren nicht mehr geweint!» verkünden manche Eltern mit Stolz. Sie sind der Ansicht, Härte gegen sich selbst und Verleugnung der Gefühle seien ein großer Gewinn für das Leben.

Wir sind nicht der Ansicht, Härte gegen sich selbst, Mut und Stolz seien überflüssige oder gar schlechte Wesenszüge. Wir fragen uns nur, ob man den Kindern das Weinen wirklich bald «abgewöhnen» soll.

Eine vorläufige allgemeingültige Antwort könnte lauten: Auch in der Erziehung birgt jede Einseitigkeit große Gefahren. Das Kind, das nie weint, oder jenes, das bei jeder Gelegenheit, bei jeder Gefühlsregung losheult, ist sicher nicht glücklich.

Kaum auf der Welt, schreit der Mensch. Soeben geboren, wird er mit Absicht zum Weinen gebracht: Der Arzt hält ihn kopfabwärts und tätschelt das Gesäß, damit das Neugeborene schreie. Schreien fördert die Atmung, der Kreislauf wird angeregt. So schafft das Kind den Uebergang ins eigenständige körperliche Leben. Die Durchtrennung der Nabelschnur als letzter Schritt vom Leib der Mutter fort ist eine erste Krise für Kreislauf, Atmung, Leben: Schreiend muß dieser Schritt begangen werden.

Für lange Wochen ist dann das Schreien nahezu das einzige Zeichen, das der Säugling von sich gibt. Jede Mutter versteht, daß er damit Unlust oder auch Lust zum Ausdruck bringt. Schreiend aus Unlust kommt durch Hunger und Schmerzen zustande. Viele Mütter sagen aber auch, ihr Kind habe Lust am Schreien, Lust, Laute von sich zu geben, und in den ersten Lebenswochen kann es eben nur weinen: «Mein Kind hat Freude an seiner Stimme.»

Es gibt auch Mütter, die im Schreien ihres Kindes noch mehr verstehen. Sie unterscheiden schon nach wenigen Wochen, ob es aus Hunger, Schmerz oder anderen Ursachen weint. Diese Mütter verstehen auch bald, daß ihr Kind sie mit dem Weinen *herbeiruft*. Das Neugeborene braucht schon nach kurzer Zeit Gesellschaft. Es bringt mit dem Weinen zum Ausdruck, daß Alleinsein Unlust bedeutet. Sobald die Mutter

naht, hört das Schreien auf und das Strampeln zeigt Lust, «Zufriedenheit» an. Bald schon, in der sechsten Lebenswoche, kommt das Lächeln als dem Schreien entgegenstehende Aeußerung hinzu. Lächeln bedeutet «Freude», Wohlbefinden. Es folgt häufig ohne jeden Uebergang dem Weinen. In der menschlichen Seele liegen Lachen und Weinen nahe beieinander, und wir Erwachsene erleben dies noch, wenn wir zum Beispiel von einem Lachkrampf plötzlich ins Weinen fallen oder im Weinen unerwartet lachen müssen.

Das Weinen unserer Kinder bedeutet als Gefühlsausdruck also viel mehr als eine lästige Gewohnheit, die man – wie heute noch manche Erzieher meinen – möglichst bald aus der Welt schaffen sollte. In den letzten Jahrzehnten haben sich viele Wissenschaftler mit der Frage des Gefühlsausdrucks der Neugeborenen und Säuglinge beschäftigt und dabei das Weinen und das Lächeln als Ausgangspunkte genommen. Wir denken dabei vor allem an die Arbeiten und Filme von René *Spitz*, dem amerikanischen Arzt und Kinderpsychologen.

Spitz hat in den Vereinigten Staaten während der Kriegsjahre und später mit Unterstützung vieler Mitarbeiter Säuglingsheime besucht und die Kinder beobachtet. Er merkte dabei, daß in gewissen Heimen die Kinder auffallend ruhig und anspruchslos, dafür aber in der Entwicklung in jeder Beziehung zurück und «kontaktlos» waren. Die Kinder zeigten beim Nahen eines Erwachsenen keinerlei Gefühlsäußerungen. In anderen Heimen waren die Säuglinge lebendig, lachten und weinten viel, gaben Freude oder Unbehagen zum Ausdruck, wenn *Spitz* oder ein Mitarbeiter erschien, und die Entwicklung war normal: Die Kinder aßen viel, sie lächelten von der sechsten Woche an, sie versuchten sich im vierten bis fünften Monat aufzusetzen, habbelten immer lauter und spielten mit Händen, Füßen und allen Dingen, die sie in die Hände bekamen. Bei den anderen, den «braven», ruhigen Kindern kamen diese Entwicklungsstufen später oder sogar überhaupt nicht zustande. Auch lernten sie oft nicht sprechen und galten später als Idioten.

Welches war der äußere Unterschied dieser Heime? Die ruhigen, ja teilnahmslosen und gleichgültigen Kinder waren zwar in hygienisch perfekt eingerichteten Heimen untergebracht. Dafür fehlte ihnen der Umgang mit einer Mutter, beziehungsweise Ersatzmutter. Durch Personalmangel und Rationalisierung mit technischen Hilfsmitteln fehlte den Kindern die Möglichkeit, «Mensch zu werden». Für diese Entwicklung müssen Kinder mit einer einzelnen Person verschmelzen, sich gleichsetzen, sich identifizieren können und sich im Umgang, in dem seelischen Miteinander mit diesem Menschen entwickeln und später mit ihm in ein Zwiegespräch kommen.

In den anderen Heimen hingegen waren es manchmal die Mütter selbst, die täglich einige Stunden zu ihren Kindern kommen konnten; es war auch sonst genügend Personal vorhanden, damit die Kinder nicht nur gepflegt sondern auch gehegt wurden. Die hygienischen Verhältnisse befriedigten freilich oft gar nicht. Dabei schienen aber die Kinder nicht darunter zu leiden. Im Gegenteil, die Sterblichkeit war in den hygienisch perfekten Heimen viel größer!

Nicht nur *Spitz* machte diese Beobachtungen. Im Jahr 1949 wurden von der Weltgesundheits-Organisation Untersuchungsgruppen in Hunderte von Säuglings- und Kinderheimen vieler Länder ausgesandt, um die Verhältnisse zu studieren. Das Ergebnis ist von *Bowlby* in einem umfangreichen Werk «*Maternal Care and Mental Health*» niedergelegt und für den Fachmann von großer Bedeutung. («Mütterliche Sorge und seelische Gesundheit».) Gestützt auf diese Untersuchungen konnten mehr und mehr wissenschaftlich genaue Daten aus dem ersten Lebensjahr des Kindes notiert werden.

Aber schon früher, 1936, kam das Buch eines Aerzte-Ehepaares heraus, das sich für die sogenannte «*free-demand-schedule*» (etwa: «Stillen nach Bedarf») einsetzt. Darin wird empfohlen, den Säugling nicht nach der Uhr sondern nach seinem eigenen Bedürfnis zu nähren. Vom grünen Tisch aus gesehen heißt das, die Mutter solle auf das Hunger-Weinen warten, bis sie ihren Säugling füttert. Sie soll ihn zum Beispiel nicht aus dem Schlaf reißen, weil es Zeit zur Nahrungsaufnahme ist, ihn aber (auch nachts) nicht durchschreien lassen, wenn er Hunger hat. Praktisch sieht die Sache doch etwas schwieriger aus. Sowohl auf diese Art wie auch im Falle der genauen zeitlichen Regelung des Stillens wird man dem Kind nicht gerecht werden können. Jedes schematische Vorgehen ist hier falsch.

Der in den Vereinigten Staaten berühmte Kinderarzt Benjamin *Spock* hat in seinem glänzenden Buch über Säuglings- und Kinderpflege die Methode des «Stillens auf Anruf» besprochen. (Sein Buch dürfte keiner werdenden Mutter fehlen!) Er stellt fest, daß erst seit der Jahrhundertwende die genaue Zeiteinteilung in der Säuglingsernährung in der westlichen Kultur aufkam. Aber hier wie bei vielen anderen Erziehungsproblemen muß man sich fragen, ob nicht der mütterliche Instinkt, der gesunde Menschenverstand oder wie man

es nennen will, dem Kind besser dient als Technik und Programme. Das Kind soll sich doch lebendig äußern lernen, soll rufen lernen, auch mit Schreien. Das Kind soll auch Erfüllung erleben. Dressur auf *genaue* Stillzeit, wobei das Kind das Rufen verlernt, ist ebenso falsch wie ständige sofortige Befriedigung. Schreien ist Lebendigsein!

Am bequemsten scheint freilich zunächst die genaue Zeiteinteilung. Dem Säugling wird zugleich durch Nichtbeachtung das Schreien «abgewöhnt». Und ist es hier nun nicht gut, ihn bald dazu zu erziehen, daß er allein sein, seinen Hunger bezwingen und Schmerzen ertragen soll? Wird das Kind nicht verwöhnt, wenn man beim kleinsten Schrei zu ihm geht? Wird so ein Kind nicht ein unerträglich verzärteltes Geschöpf, das sein Leben lang keine Verzichte ertragen kann?

Nach dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Untersuchungen sind wir der Meinung, *im ersten Halbjahr könne der Mensch noch keine Verzichte im eigentlichen Sinne leisten*. Vernunft, Verstand oder überhaupt jedwelche gedankliche Arbeit im Sinne von Lernen gibt es noch nicht. Somit ist also ein Kind, das nachts durchschläft, weil ihm während vieler Nächte auf das Schreien hin keine Nahrung gegeben wurde, nicht etwa «vernünftiger» oder besser erzogen als ein Säugling, der noch schreit. Die *Ursache des Nichtschreiens* eines Kindes, dem keine Nahrung während der Nacht verabreicht wurde, ist sicher nur ein Verzicht aus Hoffnungslosigkeit, Resignation, ist *Verlust eines Bedürfnisses*, Aufgabe des Versuchs, sich schreiend – anders kann es das ja noch nicht – zu wehren. Echter Verzicht ist einem Menschen nur möglich, wenn er durch Erfahrung und Auseinandersetzung, durch Vergleich einen Wunsch aufgibt. Diese Leistungsfähigkeit kann der Mensch erst, im zweiten Lebensjahr beginnend, in langsamer Übung, gestützt auf die Hilfe der Erzieher, *im Laufe vieler Jahre* erwerben.

Wir sind somit der Meinung, in den ersten Lebensmonaten, ja im ersten Lebensjahr sei es falsch, vom Kind Leistungen zu verlangen. Es hat noch keine Möglichkeit, überhaupt etwas zu leisten. Also bedeutet uns das Schreien Anruf – wenn wir auch nicht sogleich sklavisch folgen und das Kind so früh kräftiger Willensäußerung entheben.

Noch ausschlaggebender für unsere Auffassung ist die Feststellung, daß das Kind von großer Empfindsamkeit und auf den innigen Kontakt mit der Mutter angewiesen ist. Nicht nur die körperliche Pflege und die Nahrung ermöglichen eine gesunde Entwicklung, viel mehr noch ist der innige Umgang zwischen Mutter und Kind für die Entwicklung von *ausschlaggebender* Bedeutung. Da gibt es kein Verwöhnen und kein Verzärteln, es gibt auch kein Zuviel, sofern es wirkliche Liebe und wirklicher Kontakt ist und das Kind der Mutter nicht «Spielpüppchen» ist. Alles das, was die Mutter in diesen Monaten ihrem Kind an Zeit und

**10. DIDACTA
Basel 1970
28. Mai
1. Juni**

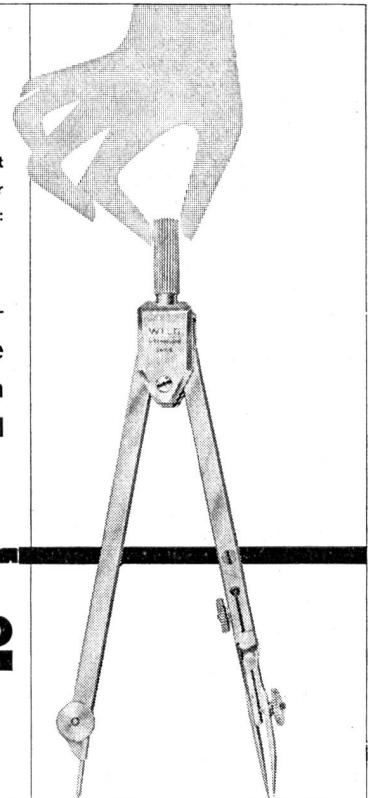


**Europäische
Lehrmittelmesse
Basel Schweiz**

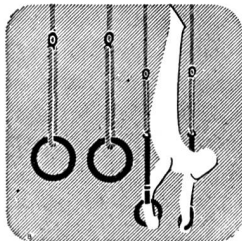
Ein Fortschritt
in der
Reisszeug-Fabrikation:

Präzisions-
Reisszeuge
aus rostfreiem
Chrom-Stahl

**WILD
HEERBRUGG**



**Turn-
Sport- und
Spielgeräte-
fabrik**



Alder & Eisenhut AG Küsnacht-Zh.
Tel. 051 90 09 05
Ebnat-Kappel
Tel. 074 3 24 24

Biologische Skizzenblätter

Eines der wertvollsten naturgeschichtlichen
Lehrmittel

Mappe M (Mensch) Fr. 10.—

Z (Zoologie) Fr. 10.—

B (Botanik) Fr. 6.50

Blätter von 150 Exemplaren an 12 Rappen

Fritz Fischer Verlag, 8126 Zumikon (Zürich)

Lehrmittel und
Demonstrationsmaterial für
den naturwissenschaftlichen
Unterricht
Einrichtungen für Physik-,
Biologie- und Sammlungszimmer

AWYCO AG Olten
Ziegelfeldstraße 23 Tel. 062 21 84 60

**Besuchen Sie uns
am Didacta-Stand 401, Halle 3
Mustermessegebäude, Basel**

Gefühl, an Pflegen und Hegen schenkt, ist für die gesunde Entwicklung viel wichtiger als jede technische oder hygienische Errungenschaft.

Warum schreit unser Kind? Es ist seine Möglichkeit, sich zu äußern oder die Mutter zu rufen, von der es et-

was braucht. Es ist ein Ruf nach Kontakt, es ist ein Ausdruck eines Bedürfnisses, und es liegt im mütterlichen Instinkt, diesen Ruf zu verstehen und in freudiger Zuwendung ohne sklavische Angst zu beantworten.

Jacques Berna

Ueber die Häufigkeit des Lutschens im schulpflichtigen Alter

Von Martin Büttner

Der Zahnarzt, insbesondere der Jugend-Zahnarzt, findet heute bei den zahnärztlichen Reihenuntersuchungen in den Schulklassen immer mehr Kinder, die größere Zahnstellungs- und Kieferanomalien aufweisen. Die Ursachen dafür können verschiedener Art sein. Eine sehr wesentliche ist aber die üble Gewohnheit des Lutschens. Nach Reichenbach sollten wir jedoch besser sprechen von einer Gewohnheit mit üblen Folgen. Damit sollte zum Ausdruck gebracht werden, daß nicht immer Daumensaugen oder Lutschen Stellungenanomalien nach sich ziehen müssen. Gelutscht werden kann alles, wie zum Beispiel: der Daumen, ein oder mehrere Finger, der Handballen, der Bettzipfel, die Fußzehen, die Lippen. Ferner zählen wir noch hier dazu das Bleistiftbeißen und das Zungenbeißen. Während des Säuglingsalters, der oralen Phase psychoanalytisch gesprochen, ist das Saugen wie das Lutschen ein absolut notwendiges Lebensbedürfnis für die ungestörte kindliche Entwicklung. Im allgemeinen wird beim Uebergang vom Säugling ins Kleinkindesalter diese Gewohnheit aufgegeben. Bis zu diesem Zeitpunkt ist es keine üble Gewohnheit, keine Unart oder Untugend, sondern es ist eine erste, primitive, aber notwendige Kontaktaufnahme mit der Umwelt. Hält es aber länger an, so sucht das Kind bei temporären Spannungen sich eine bergende Atmosphäre herzustellen. Vom zahnärztlichen Standpunkt aus sollte sich dies aber im Alter zwischen 2 und 4 Jahren verlieren, spätestens aber vor dem beginnenden Front-Zahnwechsel. Später bewirkt es meist eine Kippung der bleibenden, oberen Frontzähne nach vorn und der unteren Schneidezähne nach hinten. Manchmal kann es auch das Herauswachsen der Frontzähne verhindern, was man als offenen Biß bezeichnet. Oft bewirkt aber gerade das Daumensaugen eine ungenügende Nach-vorn-Entwicklung bzw. Rücklage des Unterkiefers.

Von 1031 untersuchten Kindern im obligatorischen Schulalter von 6 bis 15 Jahren gaben sich 654 als Lutscher aus, während 377 Schüler sich nicht mehr an eine solche Gewohnheit entsinnen konnten. Jedenfalls nicht über die Zeit des physiologischen Alters hinaus. Bei letzterer Gruppe fanden wir nur bei 17 % eine Rücklage des Unterkiefers und in 82 % normale Verzahnungsverhältnisse. Während wir bei der Gruppe der Lutscher in 53 % Rücklage und nur in 46 % der Fälle normale Verhältnisse feststellen konnten. Somit ist ein signifikanter Unterschied zwischen Lutschern und Nichtlutschern auf die Relation der Kieferverhältnisse nachweisbar.

Eine unserer Fragen galt im weiteren dem Umstand, ob das Kind im Zeitpunkt der Untersuchung noch Lutscher war oder ob es diese Gewohnheit inzwischen aufgegeben hat, oder sich nicht mehr daran entsinnen kann. Beim Eintritt ins Schulalter konnten wir noch 55 % aller untersuchten Kinder als Lutscher feststellen. Im weiteren konnten wir 17 % der Kinder, die bis vor kurzem noch Lutschen gewohnt waren, ermitteln, und nur 27 % entsannen sich nicht mehr, im Kindergartenalter solches getan zu haben. Bezüglich der Verteilung von Buben und Mädchen konnten keine bedeutenden Unterschiede festgestellt werden. Vom 8. bis zum 12. Lebensjahr nimmt dann die Prozentzahl der Lutscher um annähernd 10 % pro Altersstufe ab. Im 12. Lebensjahr gaben sich noch 5 % der Jugendlichen als solche zu erkennen.

Besteht das Lutschen über das 6. Lebensjahr oder wird es gar wieder aufgenommen, so werden psychologische Abwege erblickt. Solche zeigen, daß das Kind in seelischer Not, also hilfsbedürftig ist.

Ganz besonders hartnäckig erweisen sich in der Behandlung der Abgewöhnung diejenigen Fälle, bei denen die schlechte Gewohnheit erst in einem späten Lebensabschnitt auf- oder gar wiederaufgenommen wurde. Diese Kinder sind dem Lutschen zwangsähnlich verhaftet. Ein ungünstiges häusliches Milieu, ebenso wie eine ungerecht harte, verständnislose Erziehung oder ein gewaltsames Austreiben von Unarten können sich folgeschwer auf die psychische Entwicklung des Kindes auswirken, ja es können hierdurch mitunter Prädispositionen für spätere neurotische Erkrankungen geschaffen werden. Für die Therapie wie auch für die Prophylaxe stehen psychische Ansatzpunkte obenan. Für das Abstellen solcher Gewohnheiten beseitige man solche Umwelteinflüsse abwegiger Art, und Umwelteinfluß ist eben hier mehr als der Daumen. Dadurch wird sich manche Anomalie noch selbst korrigieren. Dem Kinde seien die Ursachen seines falschen Verhaltens gedeutet und die unbewußten Antriebe für seine Abwegigkeiten ins Bewußtsein gerückt. Man bringe ihm Vertrauen entgegen, wodurch sich sein Selbstbewußtsein wieder aufrichten und seine Minderwertigkeitsvorstellungen auflösen sollen. Es soll sich auf das orthodontische Behandlungsgerät als eine zusätzliche Hilfe freuen. Psychotherapeutische Einwirkung auf das häusliche Milieu; denn hier sind primär die Familienverhältnisse anormal und nicht das Gebiß des Kindes. Die Therapie einer Regression wie die des Lutschens beginne mit der (Wieder-) Herstellung echter,